

# Nach dem Sturme.

Roman von B. Henz.

(7. Fortsetzung.)

„Ich war bereits ein angehabener Dreißiger, dachte nicht an's Heirathen, nur an's Geschäft, und zwar an ein eigenes Geschäft, dessen Etablisement mir im Kopfe spukte, als ich eines Tages über Frau Mutter, damals ein Mädchen von etwa siebzehn Jahren, hier im Hause bei meiner Schwester begegnete. Wie das so geht — oft schon hatte ich die junge Dame gesehen, mit ihr gesprochen und an ihres Vaters Tische gelegen, da, wie ein Blitz traf es mich, und ich war verliebt, bis über beide Ohren. Wenn man zum ersten Mal in späten Jahren liebt, wie ich, Herr Matta — ich war beinahe fünfzehn Jahre älter als sie — dann scheint die Natur das Verhängnis nachholen zu wollen, und alle Glück, die Jahre lang brach gelegen, bricht auf einmal hervor.“

„Der alte Mann fuhr mit der Hand durch sein weißes Haar und schüttelte leise den Kopf — „ich gerieth wirklich außer mir, als ich dann erfuhr, daß Ihr Herr Vater um das Fräulein meinte und von ihr getrennt worden sei; ich wäre auch dem Sturme meiner Gefühle gewiß ergeben oder hätte Tollheiten begangen. Wenn nicht Fräulein Selbe sich meiner angenommen hätte, wie es Ihnen jetzt ergiebt, so erging es mir damals, ich wurde auf zwei Jahre nach New York geschickt, um dort die Interessen der Firma zu vertreten, und als ich zurückkehrte — nun, da gab es kein Fräulein Henriette Schenten mehr, da war sie Ihres Vaters Weib.“

„Sie hat es nie erfahren“, begann der Erzähler nach einer Pause wieder, „weil ich mich nicht erheben ließ, und doch hat sie mir ein Andenken hinterlassen, welches mir jetzt noch das Theuerste auf Erden ist. Sie hatte oft meine Schwester besucht, und eines Tages, als diese ihr erzählte, daß ich die alte hundertjährige Linde vor unserm Hause so hoch verachtet und so gern unter ihrem Laubdache in den Freizeitstunden saße, begann Fräulein Schenten, ebenfalls entzückt von dem Baume, der weit und breit seines Gleichen nicht hat, ihn zu zeichnen. Da ließ meine Schwester das Wort fallen: „Wenn ich doch meinem Bruder ein Bild davon schicken könnte!“ Ihre Frau Mutter erwiderte nichts, aber als sie von meiner Schwester Abschied nahm, schenkte sie ihr das hübsch aquarillierte Bild unserer Linde, um mich damit bei meiner Nichte zu überlassen.“

„Sie können sich vorstellen, wie ich mich darüber freute. Ich konnte das Bild nicht genug betrachten und bewachte es seitdem in jenem Schranke, neben dem Bildnis des holden Mädchens, von Westermann gemalt. Aber mein Lebensglück war dahin, ich konnte sie nicht vergessen, ich konnte mich nicht von dem Hause trennen, in dem sie geboren und groß geworden, und ich etablierte mich nicht, ich blieb einfach Buchhalter der Firma Johann Friedrich Schenten. Ich darf täglich in den Räumen verkehren, in denen sie verlebte; Abends saß ich in meinem einsamen Hause und träume von ihr. So ist es nun vierundzwanzig Jahre gewesen und so soll es bleiben.“

Matta hatte die Hand des alten Mannes erfaßt und warm gedrückt. „Sie muß eine herrliche Frau gewesen sein“, sagte er, „ich weiß leider so wenig von ihr; sie verließ mich zu früh, als ich kaum acht Jahre zählte. Darf ich das Bild meiner Mutter sehen, Herr Wittig?“

Der alte Mann stand auf, nahm das Bild vom Tische und löste vom Ahnenbilde einen kleinen goldenen Schlüssel; dann öffnete er das Ebenholzkästchen und schlug beide Thüren zurück. Die Mitte desselben nahm eine prächtige gezeichnete Linde ein mit der Unterschrift: „Henriette Schenten, geb. 1816.“ Die Rückseite der rechten Thür enthielt das auf Erden im weitestgehenden Porträt des schönen Mädchens, die Rückseite der linken Thür aber zeigte eine Schrift, in welcher Matta sofort die Hand seiner Nichte erkannte.

„Das ist es!“, rief er. „Das alte Herr nicht krumm, und im ungewissen Bilde der Nachsterge, welche seine stützende Hand dem Schreier naherten, las Matta: „Auf unserm Hof die Linde. Sie schenkte mich und ließ, es, wenn sie ergehen sollte, auf aller verweilener Zeit!“

„Ich habe, der beste Schreier, einst seine Gemahlin genannt. Nichte, glückliche Nichte. Sie hat mich alle erkannt.“

„Sie wurde Mutter dem Westermann, das heißt Sie und Hans. Sie steht über dem Gange, wie immer eben Gang.“

„Einst schnitt ich voll süßer Pein Den Namen des Heißgeliebten Tief in die Rinde ein.“

Es sind viel Jahre vergangen, Mein Haar ist längst gebleicht, Die alte Linde aber, Sie steht noch ungebeugt.

Den Namen, den süßen Namen, Den suchst vergebens Du! Vergeffen hat ihn die Linde, Verweicht ist er im Winde — Mir nahm er Glück und Ruh!

„Mir nahm er Glück und Ruh!“ wiederholte leise der junge Mann. „Kraft bittend sah der alte Herr auf ihn; es war, als wollte er die Kritik dieser Strophe von den Lippen desjenigen lesen, auf den er die ganze innige Liebe übertragen hatte, die einst der Mutter gegolten. Aber Matta schüttelte lange und betrachtete unverwandt das Bild des holden Mädchens, deren Rüge ihn auf's tiefste ergriffen. Dann nahm er den Armleuchter aus der bedenden Hand des alten Mannes und legte den anderen Arm zärtlich wie ein Sohn um dessen Nacken.“

„Warum nur bin ich erst heute zu Ihnen gekommen? Welch löbliche Stunden habe ich mir verlernt! Jetzt, wo ich Hamburg bald verlassen muß, jetzt wird mir das Scheiden doppelt schwer.“

„Um so schöner das Wiedersehen, Herr Matta“, tröstete der andere. „Und diesen kleinen Schrank — halten Sie ihn in Ehren! Er wird eines Tages Ihr Eigenthum sein, wenn ich mich nicht mehr daran erfreuen kann. Aber“, fuhr er ruhiger fort, „wir sind nun bei dem Punkte angelangt, und wenn ich auch verpflichtet bin, über alles zu schweigen, was im Comptoir unsers Herrn Chef besprochen wird, so kann ich doch nicht unterlassen, so viel wie möglich den Weg zu beleuchten, den Sie jetzt gehen werden. Wissen Sie, woher der plötzlich! Entschluß kommt, Sie nach Southampton zu schicken?“

„Nein!“, erwiderte Matta. „Die Mittelstellung meines Onkels kam mir gänzlich unerwartet.“

„Sie gingen gestern Abend mit einer Dame über den Jungfernstieg, nicht wahr?“

„Ja, Herr Wittig“, sagte Matta. „Woher wissen Sie das?“

„Ich stand auf der anderen Seite des Fahrdammes und betrachtete die prächtige Beleuchtung der Läden“, fuhr Herr Wittig fort, „da, als Sie eben vor dem Juwelierladen vorbeigingen, bemerkte ich Ihren Onkel, er trat gerade aus der Thür des Ladens und blickte auf's höchste überrascht Ihnen nach; ich zweifle nicht, daß er auch die Dame an Ihrem Arm erkannte.“

„Deshalb werde ich fortgeschickt?“ Der alte Herr nickte stumm.

„Und Sie haben ebenfalls die Dame erkannt, Herr Wittig?“

„Abermals nickte der alte Mann, aber dabei lag ein so wohlwollendes und zugleich so ernsthaftes Zug in seinem Gesicht, als wollte er sagen: „Ich habe mich über euch gefreut, die jungen Leute und ich werde euch weiter helfen.“

„Daben Sie denn unsere Begleitung auch erkannt?“ forschte der junge Mann weiter. „Ich meine, haben Sie gesehen, daß ich nicht allein war mit Fräulein Westermann?“

„Auvohl!“, beruhigte der alte Herr lächelnd, „aber Er, wollte sagen unser Prinzipal, hat jedenfalls nur Sie beide gesehen; und nun werden Sie auch den Zusammenhang zwischen Ihrem gestrigen Spaziergange auf dem Jungfernstieg und Ihrer Reise nach Southampton begreifen können. Nicht wahr?“

„Da hört doch alles auf!“ rief Matta entrückt und mit vor Kummer gerötetem Gesicht. „Hätte ich nicht meinem alten Onkel das Wort gegeben, ich würde nun gerade in Southampton bleiben meinem Onkel zum Trost. Aber —“

„Aber Sie haben Ihr Wort gegeben, und das entscheidet“, unterbrach Herr Wittig ernst, „entscheidet zu Ihrem Vortheil, denn eben Ihr Vortheil verlangt, jetzt jedem Rencontre mit dem Onkel aus dem Wege zu gehen — bis Sie arbeitsfähig geworden sind. Wie mir Herr Selbe heute früh mittheilte, sind Sie persönlich von der Richtigkeit dieser Auffassung überzeugt, und nun lassen Sie uns dieses Kapitel beiseite legen. Ich gebe zu, Herr Schenten ist jetzt manchmal recht verstimmt, aber zu seiner Entschuldigung möchte ich doch auch hervorheben, daß er in schweren Sorgen steht: wir haben während der letzten Jahre viel, sehr viel Unglück erlebt.“

„Nicht in Ordnung war?“ fragte Matta erstaunt, „was ist's denn mit der „Hammonia“? Ich selbst habe die Versicherung bei der neuen Seespekulation in der Grönlandstraße besorgt. Die Police lautete auf die Reise von hier nach Oporto, von dort mit Wein nach Matanzas, und zurück auf hier mit Farbhölzern oder dergleichen, eventuell Southampton anlaufend. Und nun zimmert sie, wie Sie sagen, in New York?“

„Das ist's ja eben! Aber ich darf vorläufig nicht weiter darüber reden, Sie werden es bald genug an der Börse erfahren. Schlimm, sehr schlimm für Ihren Herrn Onkel!“

„Aber mein Gott“, sagte der junge Mann fast erschrocken, „mein Onkel ist doch ein reicher Mann!“

„Verstehen Sie mich nicht falsch“, nahm der andere wieder das Wort. „Ihr Herr Onkel steht auf festen Füßen, die Verluste bringen das alte Haus noch nicht zum Bankrott. Freilich vor zwanzig Jahren, da stand es einmal schlecht mit uns, nicht durch eigene Schuld, Herr Matta, es waren eben Handelskrisen, wie sie von Zeit zu Zeit vorkommen. Aber Ihr Herr Onkel heiratete eine sehr reiche Dame und hielt sich über Wasser. Nun, ich würde nur andeuten, Ihr Vermögen würde er nicht so rasch aus dem Geschäft ziehen können, falls Sie beachtlichen Stellen, sich im nächsten Jahre selbstständig zu etablieren.“

„Ich meine, neulich von Ihnen gehört zu haben, daß ein Testament meines Vaters diese Angelegenheit ordnet?“

„Ja, das mag vorhanden sein“, erwiderte der alte Herr wie zerrissen, „aber das heißt's abwarten. Hoffentlich werden Sie doch noch mein junger Chef. Ihr Kapital steht sicher, Herr Matta, ganz sicher, trotz unserer Verluste, und Ihr Herr Onkel ist ein solider Geschäftsmann, wie es Ihr Herr Vater auch war. Nur eins verleihe ich nicht —“

„Das wäre?“

„Ihr Herr Großvater väterlicherseits“, berichtete der alte Mann, „war ein reicher Grundbesitzer in Mexiko und stand an der Spitze eines bedeutenden Aktienunternehmens, einer Minencompagnie in Californien. Ich habe seinen Namen oft in amerikanischen Zeitungen gelesen, als ich damals drüben war; man hörte kaum ein anderes Börsengespräch als von der Minencompagnie. Was später aus dem Unternehmen wurde, weiß ich nicht, ebensowenig ob Ihr Herr Vater seinen Antheil verkaufte, wie seine anderen Besitzungen in Mexiko, ehe er herüberkam. Ich meine aber, er muß viel mehr besitzen haben als wir wissen — als ich weiß, verbesserte er sich.“

„Das muß sich ja alles später selbst aufklären“, erwiderte Matta, „auch Herr Selbe hat mir neulich eine ähnliche Andeutung gemacht, und ich glaube fast, er weiß mehr von der Sache als mein Onkel.“

Der alte Herr nickte stumm. Dann sagte er wie für sich: „Ich glaube das selbe, ich glaube sogar, daß Ihr Herr Vater dem Freund Selbe ganz spezielle Aufträge hinterlassen hat, die Herr Schenten benonigentlich kennt wie die Aufträge, die sein eigener Vater dem alten Selbe hinterließ. Aber was ich eigentlich sagen wollte, Geld ist Macht, Herr Matta, und dieser Macht werden Sie bedürfen, um das Spiel zu gewinnen, das Sie entrichten haben.“

Ein momentanes Schweigen entstand. Dann füllte Herr Wittig die Gläser auf's neue und sagte: „Sie sind mit Herrn Konful Wendhoff befreundet, vielleicht thut er Ihnen den Gefallen — er ist ja drüben wie zu Hause — sich einmal nach der Angelegenheit anzusehen.“

Matta war still geworden; er blinzelte gedankenvoll in sein Glas und sagte endlich: „Es ist doch wunderbar, jetzt laucht in mir so manche Reminiscenz auf; so erinnere ich mich eines Gespräches, welches mein Vater vor unserer Heimkehr mit seinen Freunden in Veracruz führte; es war darin oft von den reichen Goldminen in San Joaquin die Rede.“

„Das ist's!“, fiel der alte Herr lebhaft ein. „Man wußte in Amerika schon lange, daß in jener Gegend das edle Metall zu finden ist, daß j. B. die Jesuiten dort aus keinem anderen Grunde Pastoreien angelegt hatten, als um Gold zu gewinnen. Aber der Kampf mit den Elementen und noch mehr mit den Eingeborenen verbanderte die gewerdmäßige Ausbeutung des Landes, wenn auch einzelne tüchtige Pioniere den Versuch gemacht hatten. Sprechen Sie nur einmal darüber mit Herrn Wendhoff! Und nun noch ein Glas auf glückliche Erfüllung aller Ihrer Wünsche!“

„Neuntes Kapitel.“

Schon am folgenden Tage suchte Matta Herrn Wendhoff in seinem Comptoir auf, welches in dem sogenannten „Wandbrunn“, dem Sitz der bedeutendsten Firmen der freien Reichshadt, lag. Nachdem er ihm sel-

nen „Fall“ vorgezogen hatte, bat er um Rath und Beistand.

„Ich glaube zwar nicht an dieses Mysterium“, fügte er lächelnd hinzu, „aber mein alter Freund Wittig drängte mich, mit Ihnen darüber zu sprechen.“

„Und warum auch nicht?“ erwiderte der Konful. „Herr Wittig hat ganz recht, wenn er behauptet, daß seit Alters her in Mexiko Gold gefunden wurde, und daß immer wieder tüchtige Abenteurer dorthin auswanderten, um reich zu werden. Auch haben sich wiederholt drüben Gesellschaften zu demselben Zwecke gebildet. Ob aber die Compagnie Ihres Herrn Großvaters Glück gehabt, ob sie überhaupt noch existirt, ob Ihr Herr Vater seine Antheile verkaufte, weiß ich nicht; dazu bin ich schon zu lange fort aus Amerika. Aber ich werde mich erkundigen.“

„Mir scheint es fast“, sagte Matta, „als ob eine bestimmte Absicht Herrn Wittig bewog, mich auf meine Vermögenslage aufmerksam zu machen. Er betonte namentlich die Worte: „Geld ist Macht, und dieser Macht werden Sie bedürfen, um Ihr Spiel zu gewinnen.“ Herr Selbe hat zu mir in ähnlichem Sinne gesprochen.“

„Sehr möglich“, beruhigte der Konful. „Auch ich zweifle nicht daran, daß Ihr Vater ein vorsichtiger Mann gewesen ist und daß er noch andere Kapitalien hinter sich hatte. Wissen Sie vielleicht, wer das angebliche Testament aufgesetzt hat?“

„Der Notar S.“

„So! Dann weiß dieser entschieden mehr. Ich habe nächstens mit ihm amtlich zu thun und will bei dieser Gelegenheit einmal vorsichtig hinhorchen, wo auch in dem Konfulsarchiv nachsehen, ob Ihr Vater mit meinem Vorgänger verhandelt hat. Ich bin ja erst seit acht Jahren als Konful beglaubigt, und leider ist der alte Sekretär nicht mehr am Leben, der uns hätte Auskunft geben können; aber was gemacht werden kann, wird gemacht. Apropos! Unser Gang über den Jungfernstieg vorgestern Abend hat zwei bedeutende Folgen gehabt: Sie gehen nach Southampton, und Fräulein Selbe darf uns nicht mehr besuchen! Gestern theilte sie es meiner Frau auf der Straße mit.“

„Nicht mehr besuchen?“ fragte Matta erstaunt. „Also hat mein Onkel Selbe und Binder auch gesehen?“

„D nein!“ lachte der Konful, „dieses weniger; aber die Eltern haben aus ihr herausgekratzt, daß Fräulein Westermann uns ebenfalls besucht, und ein Mädchen, welches sich mit Ihnen Abends auf der Straße herumtreibt, ist kein passender Umgang für Ihre Cousine. Wolla tout.“

„Wie gemein!“ stieß der junge Mann heraus, blaß vor Kummer.

„Ruhig, Matta“, sagte der Konful und legte beide Hände auf die Schultern des Erregten, „nur jetzt keine Ueberleistung! Kommt Zeit, kommt Rath! Auch meine Frau hat alles vorläufig auf das Konto der Dame Schenten geschrieben, um es später ausgiebig zu begleichen. Vorläufig ist nichts dagegen zu thun; wir haben Weihnachtskarten vor der Thür, und nach dem Feste reden wir weiter darüber. Sie bleiben ja noch bis Mitte Februar hier. Kommen Sie recht oft, ja täglich zu uns, und nehmen Sie zugleich mein Versprechen, daß wir über Ihre — über Fräulein Westermann wachen werden, ich und meine Frau; es soll Niemand ihr ein Leid zufügen. — Und nun Adieu bis heute Abend.“

Das schöne Weihnachtsfest war herbeigekommen, trüb und farblos für die vier jungen Leute, die so gern den heutigen Abend mit einander verlebten hätten. Aber das war nicht möglich. Matta mußte den Abend bei seinem Onkel zubringen, wo nach alter Brauch die Herren des Comptoirs den Festkarten verzeihen halfen, nachdem im engeren Familienkreise die Besprechung vorangegangen war. Reiche Gaben hatte er unter dem Lichtstrahlen des Tannenbaums gefunden, und Onkel und Tante Schenten waren ihm mit einer Freundschaft entgegengekommen, die auf ihn nach dem Vorgegangenen einen geradezu unheimlichen Eindruck machte. Er sprach sich auch vergebens, seines Verdrusses Herr zu werden; er ignorierte die Tante fast gänzlich, nachdem er ein hübsches Geschenk auf ihren Nag gelegt und sich sehr kurz bei ihr bedankt hatte, war gegen seinen Onkel sehr kalt, und nur für Selbe fand er allmählich den alten freundlichen Ton wieder. Unter der Menge allerlei Dingen, die er aus den Taschen zog, befand sich auch ein künstlich schön gearbeitetes Aetzwerk von Glendin, das zu Ramm und Fächer seiner Cousine genau paßte.

„Dies schickt die Kinder“, küßte er der tief Eröthenden zu, „und er würde den ganzen Abend an Dich denken.“

„Der Kernte“, stang es kesse zurück. „Zum ersten Mal nicht bei uns an diesem Abend; es ist abscheulich von Mama! Wo mag er nur sein?“

„Seine Mutter ist gekommen und bleibt von nun an bei ihm; aber dies strengstens unter uns!“

„O, wie prachtvolles Aetzwerk!“ unterbrach Frau Schenten das Gespräch, indem sie das kleine Kunstwerk in die Hand nahm, aber nun bedachte sich

auch recht ordentlich bei Heinrich. Wie geschmackvoll!“

Die Dame war augenscheinlich in der tolligsten Laune; sie hatte das Fräulein der beiden und das ganze Eröthern der Tochter mit Wohlgefallen bemerkt; meinte sie es doch in einem Sinne deuten zu dürfen, der ihr der angenehmste war. Um so heilerer stimmte die jungen Leute, die sich verständnißvoll zulächelten und mit den spitzen Relchen, welche der Diener eben präsentirte, scherzend anstehen auf das Glück und Wohl „zweier Abwesender“.

Auch später, als die Herren vom Comptoir, die sich im Comptoir versammelt hatten, zum Abendessen erschienen, wollte die Weihnachtsstimmung nicht recht durchdringen. Herr Wittig, sonst der Improvisator bei solchen Gelegenheiten, hatte es vorgezogen, den Abend mit seiner alten Schwester zu verleben. Auch Herr Selbe war ausgeblieben, ohne einen stichhaltigen Grund anzugeben; er hatte sich darauf beschränkt, in einem kurzen Bilet die Einladung dankend abzulehnen.

Während sonst die fröhliche Gesellschaft bis gegen Mitternacht zusammenblieb, verließen heute die Herren schon bald nach zehn Uhr das Haus in der Deichstraße; es war doch gar zu frohlich hergegangen, und selbst Frau Schenten, die Virtuofin im „Röthigen“, hatte von dieser trefflichen Eigenschaft heute kaum Gebrauch gemacht.

„Was heißt das, Schenten?“ begann sie, als die Familie sich in der Weihnachtsstube allein befand. „Wie kommen die beiden Herren dazu, Dir einen Korb zu geben? Sie sollten doch den anderen mit gutem Beispiele vorangehen! Das ist ja eine offenbare Verleumdung! In welchem Geschäft darf so etwas vorkommen? Hast Du Deine Leute nicht besser in der Zucht? Ich begreife das nicht!“

„Ich werde meine Mißbilligung gelegentlich ausdrücken“, erwiderte Herr Schenten ärgerlich; „zwingen kann ich sie nicht, zu mir zu kommen, das wirst Du hoffentlich begreifen.“

„Da wollte ich doch mal sehen“, ließ die Dame sich weiter vernehmen; „der Herr Wittig hat wenigstens einen Scheingrund für seine Unart, aber dieser alte Selbe, der sollte mir Abbitte thun, oder ich würde ihm ohne Sang und Klang zu Neujahr kündigen, damit die Anderen sich ein Exempel daran nehmen und erfahren, daß Du der Herr bist und Dir nicht auf der Nase herumspielen läßt!“

„Ich kann weder dem einen noch dem anderen kündigen, es sei denn, daß sie sich einer Unredlichkeit schuldig machen, und das ist ja undenkbar.“

„Du kannst ihnen nicht kündigen?“ Die Dame ließ sich vor Erschauen in einen Sessel fallen und blickte offenbar verständnißlos ihren Gatten an.

„Nein, ich kann es nicht!“ wiederholte derselbe ärgerlich, „denn sie sind fest und auf Lebenszeit von meinem Vater angeheiratet und erhalten eine namhafte Pension im Falle eintretender Dienstunfähigkeit durch Alter oder Krankheit.“

„So!“ stang es langgedehnt zurück. „Dann — ja dann begreife ich diese Frechheit; das ist ja ein richtiges Komplott, was hast Du mit Ihnen gehabt?“

„Nichts, wenigstens nichts, was Dich angeht!“ erwiderte er schroff. „So! Also doch etwas!“

„Zum Henker! Wenn Du es denn absolut wissen mußt, beide Herren nehmen Matta's Partei, und zwar in sehr anmaßender Weise, und da habe ich ihnen denn klaren Wein eingeschenkt. Und nun genug davon“, fügte Herr Schenten ärgerlich hinzu.

„Immer wieder dieser Matta!“ begann die Dame auf's neue.

„Dieser Matta, Mama?“ Fräulein Selbe war jäh herumgefahren. „Du hast ihn doch heute Abend erst mit Lebenswürdigkeiten überhäuft, und nun nennst Du ihn „dieser Matta“? Was hat er denn so Schreckliches verbrochen?“

„Das verstehst Du nicht, Kind“, wollte die Mutter beruhigen, aber vergeblich.

„Das Kind“ besch nun einmal den Schenten'schen Diktator und mehr als das, sie verstand ihn zu gebrauchen.

„Ich verlange es zu wissen, Mama, was Ihr gegen Matta habt. Erst wollt Ihr ihn fast anstreifen vor Liebe, preist ihn mit von allen Seiten als eine gute Partie, und dann heißt es wieder „dieser Matta“! Du sollst es mir sagen, Mama, oder ich frage Papa Selbe und Wittig, die werden mit es schon erklären.“

„Ruhig!“ gebot Herr Schenten. „Ich habe nachgerade genug des Aergers von der Geschichte.“

„Dann nehme ich also an“, beharrte Fräulein Selbe mit einer kleinen Grimasse, die aber nicht bemerkt wurde, „daß „dieser Matta“ eine meiner unwürdigen Persönlichkeiten ist. Basta, das ist abgemacht.“

Sie setzte sich in einen Lehnstuhl, schlug die Arme übereinander und betrachtete angelegentlich die Zimmerdecke.

„Da haben wir's!“ sagte Herr Schenten und blieb vor seiner Frau stehen, indem er mit den Fingern auf der Tischplatte trommelte. „Abermals ein Resultat Deiner feinen Diplomatie — man möchte aus der Haut fahren!“

„Mein Gott!“ sagte Frau Christiane und sah ziemlich verduzt zu ihrem Manne auf, „was kann ich dafür, daß das alberne Mädchen die Seele so auslegt? Aber das kommt vom Umgang mit ungebildeten Menschen, wie — wie —“

„Wie wer, Mama?“

„Nun, wie dieses Fräulein Westermann, die Abends mit Deinem Bekannten auf den Straßen herumläuft!“ plätherte Frau Schenten heraus.

„Matta läuft Abends mit Fräulein Westermann auf den Straßen herum?“ wiederholte Selbe und sah von einem zum anderen. „Aber hat das gefehlt?“

„Ja!“ fuhr Herr Schenten he an und begann auf's neue seinen Marktschreier, diesmal aber in verklärtem Tempo. „Und wann hast Du das gesehen, Papa?“

„Neulich Abends“, erklärte die Mutter, bereits sehr erleichtert durch diese Beschäftigung seitens ihres Gatten, „neulich Abends, als Du zuletzt bei Wendhoffs wartest und den Eisenbeinamantel geschenkt bekamst.“

Fräulein Selbe schlug die Hände vor das Gesicht und beugte sich tief vornüber, dann brach sie in ein herzhaftes Lachen aus; das war doch zu hübsch! Aber verathen dürfte sie den wahren Hergang nicht, überhaupt schien das Gesprächssthema bedenklich zu werden; doch immer lachend eilte sie zur Thür hinaus und überließ die Eltern einem gerechten Erschauen.

„Was das wirklich nur Lachen?“ fragte Herr Schenten.

„Natürlich; was sonst?“ erwiderte die Gattin. „Du kannst daraus erleben, wie wenig meine Mittheilung unsern Vätern geschadet hat; Selbe nimmt es sehr vernünftig auf; und eigentlich, wenn man bedenkt —“

„Ja! Du bist die klügste Frau in ganz Hamburg“, sagte Herr Schenten und verließ ebenfalls das Zimmer.

Unter dem Schritt Matta den Jungfernstieg entlang. Die Aufforderung der anderen jungen Herren, noch eine kleine Nachfeier in Wilken's Keller zu veranstalten, hatte er freundlich abgelehnt, es fehlte ihm die rechte Stimmung dazu, er mußte allein sein.

(Fortsetzung folgt.)

In Deutschland werden sie demnächst wohl den Hahneneid des Soldaten abändern müssen. Der Retrut schwört, in Krieg und Frieden, zu Wasser und zu Lande dem obersten Kriegsherrn treu und gehoramt zu sein. Jetzt wird man wohl noch eine Klausel für die Luft schaffen müssen.

Das ist die aller schlimmste Pein Voll gehender Gedanken: Dem Namen nach dabei zu sein Und doch an Heimweh kranken.

Es gibt Leute, die alle Bäder der Welt aufsuchen und doch ihr Leben lang — schmutzig bleiben.

Schöne Beiden finden sich.



Frau Wener: „No, Frau Schulz, wo wollen Sie denn hin?“  
Frau Schulz: „Zu Frau Müller.“  
Frau Wener: „Was, zur Müllerin, der alten Klatschballe, die über jeden Menschen was schändliches weiß!“  
Frau Schulz: „Wo wollen Sie denn hin, Frau Wener?“  
Frau Wener: „Nu, eigentlich auch zur Müllerin.“